

Mit grünem Wachstum in die Zukunft? Zwischen Green New Deal und einer Postwachstumsökonomie

Unabhängig leben

Strategien gegen Wachstumstreiber

Zwischenzeitlich verdrängt, kehrt die Wachstumsfrage in der Krise mit Wucht zurück: Wie die Welt vor wachsendem Ressourcenverbrauch schützen? Was ist von „qualitativem“ Wachstum zu halten? Wie befreien wir uns vom Wachstumszwang?

Ein Standpunkt des Wirtschaftsforschers
Dr. Niko Paech

Längst ist bekannt, dass Ressourcenverknappung und Klimawandel dem Expansionsdrang moderner Konsumgesellschaften geschuldet sind. Trotzdem verbreiten Vertreter aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft unbeirrt das Märchen vom „qualitativen“, „entkoppelten“ oder „dematerialisierten“ Wachstum. Manche nennen diese Zauberkunst auch „Green New Deal“ oder „dritte industrielle Revolution“. Innovationen in Form nachhaltiger Produkte, Technologien und Infrastruktur sollen zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: Einerseits wird die Ökologie geschützt, andererseits wird niemandem zugemutet, seine Selbstverwirklichungsansprüche oder Gewinnaussichten zurückzustellen. Das Ganze mutet wie eine magische Diät für Übergewichtige an: „Friss das Doppelte – und nimm ab dabei!“

Belastender Fortschritt

Längst überrollen uns immer höhere Fortschrittswellen. Doch anstelle einer ökologischen Entlastung tritt das Gegenteil ein. Dies gilt auch für die beiden Flaggschiffe der ökologischen Modernisierung, nämlich die Digitalisierung und die erneuerbaren Energien. Propagiert wurden Visionen wie das papierlose Büro oder eine kommunikationstechnologisch gestützte Informationsgesellschaft, welche material- und transportintensive Wertschöpfungsprozesse ablösen soll. Welchen zusätzlichen Energieverbrauch aber verursachen allein YouTube, MySpace, Second Life, eBay, Google und Konsorten? Wie viele Materialströme und Elektroschrottgebirge entstehen, weil wir unser Leben lückenlos mit elektronischen Endgeräten und „virtuellen“ Services vollstopfen? Werden so Flugreisen, Autofahrten, Konsumgüter und Gebäude überflüssig – oder wird die Nachfrage damit überhaupt erst entfacht?

„Qualitatives“ Wachstum ist erstens nie materiellos. Zweitens ersetzt es das bisherige quantitative Wachstum nicht, sondern verleiht ihm buchstäblich Flügel. Es sind gerade die Wissens- und Kreativitätsschübe, welche der material- und energieintensiven Wertschöpfungsmaschinerie neue Spielräume zur Expansion eröffnen. Qualitatives und quantitatives Wachstum sind keine Alternativen, sondern untrennbare, einander verstärkende Triebkräfte. Das gilt selbst dann, wenn es sich bei ersterem um Innovationen im Bildungs- oder Gesundheitssystem handelt.

Kein Strukturwandel durch Erneuerbare

Wie absurd die Vorstellung eines qualitativen bzw. grünen Wachstums ist, zeigt auch die flächendeckende Nutzung regenerativer Energien. An Weihnachten 2009 sank der Preis an der Leipziger Strombörse auf unter Null. Dieser umweltökonomische Super-GAU – wer soll Energie sparen, wenn Verschwendung bezahlt wird? – ist nur ein weiteres Indiz dafür, dass der Ausbau regenerativer Energien die Strukturen nicht ändert, sondern aufbläht. Der ökologische Strom wird schlicht zum sonstigen Angebot addiert, anstatt dieses zu ersetzen. Das wachsende Elektrizitätsangebot speist indes eine gnadenlose Aufrüstung der Haushalte und Arbeitsplätze mit „Energieklaven“ jeglicher Art. Insofern sind die Erneuerbaren ein echter Wachstumsgarant.

Zugleich verkörpern sie das tragische Scheitern der Aussöhnung von Wachstum und Nachhaltigkeit. Windpark, Biomassekraftwerk oder Solaranlage tragen nur zur CO₂-Senkung bei, wenn die Produktion fossiler Anlagen im Umfang der zusätzlichen Endenergie reduziert, also gegen sauberen Strom ausgetauscht wird. Doch entspräche dies keinem Wachstum, sondern bestenfalls einem Nullsummenspiel.

www.endlich-wachstum.de

Vielleicht verliert der Kohlesektor durch den Rückbau (ohne den Klimaschutz undenkbar ist) sogar mehr Wertschöpfung und Arbeitsplätze, als die Erneuerbaren neu schaffen. Daher gilt: Regenerative Energien tragen zum Wachstum oder zum Klimaschutz bei, nicht aber zu beidem gleichzeitig. Im Übrigen entspräche eine solche Energiewende selbst dann, wenn dieser Strukturwandel tatsächlich gelänge, nur der Verlagerung ökologischer Probleme von einem Umweltmedium in ein anderes. Der immense Flächen- und Landschaftsverbrauch, Eingriffe in die Biodiversität etc. sprechen Bände.

Die Kunst der Reduktion

Einmal mehr wird deutlich: Nachhaltige Entwicklung, die diesen Namen verdient, kann kein Projekt des zusätzlichen Bewirkens, sondern nur eine Kunst der Reduktion sein. In diesem Sinne zielt eine Postwachstumsökonomie darauf, Expansionszwänge zu überwinden. Deren wichtigster besteht in einem Lebensstil, der vollständig von geldvermittelter und global arbeitsteiliger Fremdversorgung abhängig ist. Vormalig wurden Bedürfnisse durch handwerkliche Tätigkeiten, Eigenarbeit, Subsistenz, lokale Versorgung und soziale Netzwerke befriedigt, oder es wurde ihnen schlicht mit Entsagung begegnet. Werden sie heute Zug um Zug durch Produkte, Dienstleistungen und Komfort generierende Automatisierung und Mechanisierung abgedeckt, ist die Existenzsicherung schicksalhaft einer geldspeisenden Wachstumsmaschine ausgeliefert. Die zunehmende Spezialisierung bedingt eine immer größere Distanz zwischen Verbrauch und Produktion. Damit steigt die Anzahl der Wertschöpfungsstufen, deren Investitions- und damit Kapitalbedarf zur Notwendigkeit ökonomischen Wachstums beiträgt.

Zwei Strategien

Gegen solche ökonomischen und kulturellen Wachstumstreiber helfen zwei sich ergänzende Strategien, auf denen die Postwachstumsökonomie beruht. Zunächst geht es um den Eintritt in ein Zeitalter der Entrümpelung und Entschleunigung. Von welchen Energiefressern und Komfortkrücken, die uns geldabhängig und hilflos machen, können wir uns frei machen? Derzeit verzetteln wir uns in einer reizüberfluteten Konsumsphäre, die unsere knappste Ressource aufzehrt, nämlich Aufmerksamkeit. Durch den Abwurf von Wohlstandsballast können wir uns stressfrei auf das Wesentliche konzentrieren, statt im Hamsterrad der käuflichen Selbstverwirklichung zusehends orientierungslos zu werden.

Die zweite Strategie besteht darin, einen individuellen Kompromiss zwischen Fremd- und Selbstversorgung zu finden. Wer lediglich 20 Stunden dem Gelderwerb nachgeht, kann die andere Hälfte seiner Kreativität dem Handwerk, der Kindererziehung, der Nachbarschaftshilfe, der Mitwirkung im Community Garden, der Pflege und Reparatur von Konsumgütern, dem Gemeinwesen etc. widmen. Urbane Subsistenz heißt, sich souverän der schicksalhaften Abhängigkeit von globaler Fremdversorgung zu entziehen.

Infolge beider Strategien bräuchte der auf Geldwirtschaft und industrieller Arbeitsteilung basierende Komplex nur noch halb so groß zu sein. Zudem wäre er so umzugestalten, dass die Neuproduktion von Gütern – die viel langlebiger und reparaturfreundlicher sein müssten – eher eine untergeordnete Rolle spielt. Der Fokus läge auf der Erhaltung, Um- und Aufwertung vorhandener Produktbestände und Infrastrukturen, etwa durch Renovation, Konversion, Optimierung, verlängerte Nutzungsdauer oder intensivere Nutzung. Wenn dann noch Elemente einer Geld- und Bodenreform sowie die Orientierung an individuellen CO₂-Bilanzen hinzukommen, wird ein Schuh daraus – mit minimalem ökologischem Abdruck, versteht sich.

Dr. Niko Paech arbeitet am Lehrstuhl für Produktion und Umwelt der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg (niko.paech@uni-oldenburg.de).

Dieser Text stammt aus dem BUNDmagazin 2/2010, S. 16–17. Wir bedanken uns für die Genehmigung zum Nachdruck.